



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Germanische Heiligtümer

Teudt, Wilhelm

Jena, 1934

18. "Objektivität" und germanische Kultur

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79278](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79278)

18. „Objektivität“ und germanische Kultur

Objektivität ist nach Eisler¹ „Sachgemäßheit, Freisein von subjektiven (individuellen) Stimmungen, Tendenzen, Ansichten, Betrachtungsweisen, Stellungnahmen“. Wer das liest, wird die grundsätzliche Richtigkeit des Satzes anerkennen, aber fragen, ob es überhaupt einen Menschen gibt, der in diesem Sinne wirklich objektiv ist. Auch ohne in dem Lehrstreit zwischen den philosophischen Realisten und Idealisten nach der einen oder anderen Seite zu einer Entscheidung gelangt zu sein, müssen wir Schopenhauer volle Zustimmung geben, wenn er sagt: „Die ganze Welt der Objekte ist und bleibt Vorstellung, und eben deswegen und in alle Ewigkeit durch das Subjekt bedingt.“

Niemand ist objektiv. Auch in der Wissenschaft gibt es nur ein Streben nach der zur Erkennung der Dinge erforderlichen inneren Freiheit mit sehr verschiedenem Erfolge. Darum wandelt die Objektivität, die die Menschen sich errungen zu haben glauben, in merkwürdig verschiedener Ausprägung einher. Sie kann auch wohl in einem einzelnen Punkte zu einer Art Wahn ausarten (Idiosynkrasie) und dabei vermeinen, gerade hier in besonderem Maße objektiv zu sein.

¹ Eisler, Philosophisches Wörterbuch.



Abb. 78. Germane in Pelzmantel an der Markusäule in Rom

Die nordischen Völker sind im allgemeinen mehr für Objektivität, Sachgemäßheit und Sachsamkeit veranlagt, als die übrigen Völker. Insbesondere der Deutsche vermag am ehesten die Dinge nach ihrem innersten Wesen zu erkennen und zu behandeln, also nicht so, wie sie scheinen, oder wie er sie haben möchte. „Deutschsein heißt eine Sache um ihrer selbst willen betreiben“ hat R. Wagner gesagt. So ist der Deutsche zum Lehrmeister der Welt geworden, wie es z. B. durch seine überragende Literatur und durch die Überschwemmung der deutschen Universitäten mit Lernbegierigen aus allen Völkern sich kund tat, bis der Weltkrieg zunächst eine Störung der Völkerbeziehungen gebracht hat. Ob er der geschickteste ist, das von ihm Erdachte auszunutzen, ist eine andere Frage. Und auf die Seelen anderer Menschen, des eigenen Volks und anderer Völker bezieht sich seine Begabung für sachgemäße Erkenntnis und Behandlung ganz und gar nicht. Das hat ihm mit Recht den Ruf eines unpolitischen Volks eingetragen. Ein der Selbstzucht vergessender Selbständigkeitsinn, wenn er der Zügelung ledig ist, macht dann in dieser Richtung das Maß voll.

Es ist merkwürdig, daß sich die Entwicklung des deutschen politischen Denkfriebs in entgegengesetzter Richtung bewegt hat, wie z. B. die Entwicklung des angelsächsischen Geistes. In das Wesen des regelrechten Engländer ist ein Empfindungs- und Denkwang übergegangen, der mit dem unübersetzbaren Worte „Cant“ bezeichnet wird. Cant beruht auf der Verwechslung und Gleichsetzung der Weltordnung Gottes mit dem Wohlergehen der englischen Nation. „Right or wrong—my country“ ist nicht nur eine Redensart, sondern liegt tief in der Anlage des englischen Denkvorgangs begründet. Hier findet die englische Objektivität ihre völkisch bestimmte Grenze.

Beim Deutschen ist's umgekehrt. Er neigt dazu, sich in den luftleeren Raum zu versteigen, wo der Begriff eines gottgegebenen Vaterlandes nicht mehr vorhanden ist. Seine Objektivität sucht zwecks Gewinnung des wissenschaftlichen Standpunktes den weitesten Abstand von den Interessen des eigenen Volks, verliert den Boden unter den Füßen und überschlägt sich selbst. Es fehlt der gesunde Sinn für die Grenze der Wunschziele und der nächsten Erfordernisse. Das ist dann Michelei.

Bei der Beurteilung der Dinge gibt es Scheidewege, an denen die Wegweiser erfassbarer Tatsachen und lesbarer Verordnungen sittlicher oder wissenschaftlicher Art aufhören. Wenn der auf wissenschaftliche Objektivität pochende Deutsche an einem solchen Scheidewege angelangt ist, entscheidet er sich gegen sein Volkstum, aus Furcht, sonst nicht objektiv genug zu sein.

Das ist eine der Hauptursachen unseres nationalen Elends, bis hin zur Vaterlandslosigkeit und zum Landesverrat. Natürlich reden wir hier nicht von den Fällen, wenn ehrlose Gründe wie das Trachten nach persönlichen Vorteilen mitspielen, oder wo persönliche Verbitterung oder Parteiinteresse die vaterländische Vernunft ersticht hat. Aber die Michelei aus vermeintlicher wissenschaftlicher Objektivität ist für den Bestand unseres Volkes nicht weniger gefährlich; eher noch gefährlicher, weil die Krankheit sich vor einem sich vor der Wissenschaft gern beugenden Volke als „die“ wissenschaftlichere Stellung dünkt und ausgibt. Auf sie trifft das Wort Schellers¹ zu: „Je größer solche Abhängigkeit, sagt ein Gesetz der Seele, desto geringer das Wissen um sie.“

Den Hauptgrund für die vollkommene Entwicklung dieser ganzen Geistesart des Deutschen haben wir zwar zunächst in der uralten Veranlagung zur Sachlichkeit zu er-

¹ M. Scheler, *Der Genius des Krieges*, Verlag der Weißen Bücher, Leipzig 1915, S. 352.

blicken, dann aber in ihrer krankhaften Endrichtung durch 1000jährige romanisierende Erziehung des deutschen Volks innerhalb eines römischen Reiches deutscher Nation, die darauf hinauslief, die deutsche Seele von den Wurzeln ihres germanischen Wesens zu trennen. Anfangs, unter Karl, dem Westfrankenkönig, ist der leitende Grundgedanke dieser Erziehung zweifellos ein bewußter gewesen, wie stets in ähnlichen Fällen. Dann wurde er bald mehr oder weniger unbewußt durch Kirche und Humanismus fortgesetzt und wirkte von selbst.

Die von fast allen, auch den deutschesten Führern oder maßgebenden Herren ahnungslos beförderte Verrömerung war nahe daran, unserem Volke auch seine Sprache zu nehmen und damit den vollen Sieg zu erringen. Schon war das Lateinische zur Kirchensprache, zur Behördensprache, zur Dichtersprache geworden und begann sich zur Sprache der Gebildeten zu erheben, während die deutsche Sprache zur Mundart der Ungebildeten herabsank. Da vollbrachte die Lutherbibel die Rettungstat. Alles andere Aufbäumen der deutschen Volksseele gegen die Romanisierung ist zwar auch nicht vergeblich gewesen, aber äußerlich endete es stets mit Niederlagen.

Wie sich auch sonst derartige Entwicklungen durch die Jahrhunderte hinziehen, so arbeiten unbemerkt noch bis zum heutigen Tage Kräfte der Romanisierung in unserm Volke. Ihre Träger haben in der Tat kaum Ahnung davon, wie es um sie bestellt ist, und eine persönliche Schuld kann ihnen nicht beigemessen werden. Aber das darf uns nicht hindern, auf das hier besprochene gefährlichste Ergebnis der Romanisierungsbestrebungen hinzuweisen. Es setzt uns gegen die andern Völker ins Hintertreffen und bedroht den Bestand unseres Volkes, worüber uns die Erlebnisse des letzten Jahrzehnts die Augen öffnen sollten.

Wenn durch die vielhundertjährige Erziehung im Deutschen eine Neigung zu einer überschaubaren Objektivität, die sich gegen das eigene Volkstum richtet, groß gezüchtet ist, so konnte die entsprechende Ergänzung dazu, nämlich eine in der Kritik der andern Völker, insbesondere sog. klassischer Völker, versagende Stellung, nicht ausbleiben. So unentbehrlich der theoretische Hinweis auf diese psychologischen Verkettungen ist, so wird eine Überwindung der Krankheit doch nur schrittweise durch den Einfluß der sachlichen neuen Erkenntnisse zu erhoffen sein.

Man sträubt sich gegen den Vergleich germanischer Astronomen mit den Astronomen der südlicheren Länder. Mir scheint, daß man in einer Zeit, wo die Einblicke in die Majakultur Mittelamerikas vor 3500 Jahren die bisherigen Anschauungen über die kulturellen Fähigkeiten der alten Völker, auch der nichtklassischen, als verfehlt hinstellen, vorsichtiger sein sollte, einem germanischen Volke jener Zeit die Fähigkeit zu astronomischen Berechnungen abzuspochen.

Zur Zeit des Hipparch oder des Ptolemäus standen der alten Astronomie ebenso wenig moderne technische Hilfsmittel und naturwissenschaftliche Kenntnisse zur Verfügung wie zur Zeit der Desterholzer Astronomen in der älteren Bronzezeit. In der alten Zeit kam es lediglich auf die Begabung und Neigung der Menschen, auf ihre Gründlichkeit und Beharrlichkeit sowie auf die so gewonnenen Vorkenntnisse an. Wie erklärt sich nun die Meinung, daß in diesen Stücken den Germanen weniger zugetraut werden dürfe als den Orientalen und Griechen?

Die Meinung über das Germanentum, die allmählich die richtigen, noch im 17. Jahrhundert sich harmlos bemerkbar machenden Anschauungen über die eigenen

Vorfahren verdrängte, ist aufs stärkste beeinflusst von der Germania des Tacitus, deren überaus hoher Wert für unsere alte Geschichte vergessen ließ, an zahlreiche von ihr gebrachte Einzelheiten die Sonde der Kritik zu legen. Es wurde versäumt zu unterscheiden, was dieser römische, für römische Leser schreibende Schriftsteller beurteilen und was er aus Mangel an eigener Anschauung nicht beurteilen konnte. Es wurde nicht beachtet, daß er zur Zeichnung des Germanenbildes seinen Pinsel geführt hat, je nachdem es ihm für seine römischen Leser passend oder heilsam erschien. Neben einem Verständnis für die sittliche Beschaffenheit des Germanenvolks und der erkennbaren Absicht, sie den Römern als Spiegel vorzuhalten, finden wir auch eine weitgehende Verständnislosigkeit und mangelhafte Unterrichtung, wenn es sich um kulturelle Einzelheiten handelt. Andere spätere, weniger wertvolle Schriftsteller bieten hier und da einen Brocken aus ihren mangelhaften, mit Mißverständnis und Abneigung belasteten Kenntnissen oder Meinungen über das Germanentum, die willig mit der besprochenen „Objektivität“ hingenommen sind. Dadurch ist in Studenteliedern und sonst das Zerrbild entstanden von den alten Germanen, die im großen und ganzen ein armseliges Volk waren, die faul auf Bärenhäuten lagen, sofften, jagten, sich gegenseitig und anderen die Schädel einschlugen und im übrigen stumpfsinnig als „Barbaren“ dahinlebten. — Die Babylonier, Ägypter und Griechen dagegen waren „gebildete Europäer“.

Kosfinna führt in seinem Buche „Die deutsche Vorgeschichte“, S. 43—48, einen heftigen Kampf gegen die ungläubigen Zweifler, die den Germanen ihre großen Leistungen in der vorgeschichtlichen Zeit absprechen und z. B. die Erfindung der Bronze den Orientalen zuschreiben, die — z. T. in Keltomanie und Phönizierwahn verrannt — nichts von den großen Verdiensten der Steinzeitgermanen um die Pferdezuucht (S. 16) und um die Erfindung der Runen wissen wollen. Schon S. 8 spottet er über gewisse klassische Philologen und Archäologen: „für sie beginnt das Kulturleben der Germanen erst mit dem Augenblick, wo, dank einer uns gnädigen Himmelsfügung, Rom seinen Fuß an den Rhein und über den Rhein setzt und damit für die armseligen wilden Barbaren, die unsere Vorfäter doch nun einmal gewesen sein sollen, das neue segenvolle Dasein beginnt, wo sie von einem Strahl südlich klassischer Kultursonne berührt und durchwärmt werden, so daß sie nun aus dem ewigen Einerlei eines stumpfsinnigen Räuberlebens ohne Fortschrittsmöglichkeit endlich hinauszutreten vermögen — wo nicht nur alles Schöne, was nunmehr bei den Germanen zu finden ist, sei es an Stoffen, sei es an Kunst und Technik, sondern überhaupt alles und jedes, das irgendwie mit dem Kulturleben in Zusammenhang steht — angeblich sogar der erste Getreidebau — erst aus römischer Hand in die germanische gelegt worden sei, — wo selbst die Sprache einen ganz neuen Wortschatz erhalten habe, in dessen Mittelpunkt die lateinischen Lehnworte stehen: also daß man mit Recht diese ersten Jahrhunderte nach Chr. im germanischen Kulturleben die „römische“ Zeit nenne (wff. bis S. 12).

Heute muß man sich nun schon daran gewöhnen, daß diese Bilder, auch in der wesentlichen Abschwächung, wie ich sie bei der Mehrzahl unserer Gebildeten voraussetze, nicht überall mehr Glauben finden, sondern als das angesehen werden, was sie auch nach meiner Meinung in Wirklichkeit sind, als ein ungeheurer Irrtum, der, durchsetzt mit Absicht, sich als Schwindel darstellt. Ein Schwindel, den zu befördern

gewisse Zeiten und Richtungen ein lebhaftes Interesse hatten. Was sind das für Richtungen? Ihre Einzelaufzählung erübrigt sich durch das eine Wort Internationalismus.

Die Notwendigkeit internationaler Verkehrs- und Handelsunternehmungen, wissenschaftlicher Zusammenarbeit und gegenseitiger Unterstützung bei manchen praktischen Aufgaben (Verbrecherverfolgung u. dgl.) leuchtet ein. Aber alles, was darüber hinausgeht, muß mit mißtrauischer Vorsicht darauf angesehen werden, ob die Bestrebungen nicht von den gegen den Aufstieg des Germanentums eingestellten fremdvölkischen Führern gegen unser Volk ausgenutzt werden, und zwar je klüger von ihnen vorgegangen wird, um so weniger bemerkt vom deutschen Michel. Auf jeden Fall gibt es für alle Nutznießer einer Niederhaltung des deutschen Volkes und Geistes außerhalb und innerhalb der deutschen Grenzen kaum ein wirksameres Mittel, als die Aufrechterhaltung des Schwindels vom barbarischen Germanentum.

Trotz empfindungsmäßigen Widerstrebens meiner Knabenseele habe ich ihn in mich aufgenommen. Durch das Schwergewicht aller Autoritäten, weniger im Haus, als in der Schule und im akademischen Studium, in den Geschichtswerken und in der gesamten Kulturbeurteilung, soweit sie uns im Schrifttum und im Leben entgegenzutreten pflegt, wurde das natürliche Gefühl zum Schweigen gebracht. Nur bei vereinzeltten Erlebnissen machte es sich stoßweise wieder bemerkbar, so

wenn in der Prima ein sonst vortrefflicher Lehrer die Hofentracht der Germanen, diese vernünftige, praktische, der Sauberkeit dienende Tracht gegenüber der Toga der Römer lächerlich zu machen suchte und dabei mit verzückter Gebärde seinen Havelock um sich schlug,

oder wenn ich ein neues Geschichtswerk aufschlug und immer wieder die gänzliche Ausschaltung des Germanentums aus der alten Geschichte antraf, selbst wenn andere nichtklassische Völker wenigstens mit einigen Sätzen behandelt waren — trotz fortgeschrittener germanischer Forschungen,

oder wenn der deutsche Historiker die Welt von Rom aus betrachtet und nachdem er soeben die verrotteten Zustände des Kaiserreichs geschildert hat, unwillig ist, daß die immer wieder mit dem Barbarentitel belegten Germanen die Oberhand über das verrottete, ihm aber doch so teure Reich früherer klassischer Herrlichkeit gewinnen, wie z. B. der gute Schloffer,

oder wenn die offensichtliche Verunstaltung und Verhöhnung des Sagenstoffes der Edda an vielen Stellen, wie sie von den christlichen Bearbeitern des 13. Jahrhunderts erwartet werden muß und geschehen ist, von keiner der mir damals bekannten Edda-Übersetzungen und -Auslegungen eindrücklich besprochen wird, also wahrscheinlich auch gar nicht bemerkt ist, auch wenn es sich um faustdicke Rüpeleien, Gemeinheiten und Ehrlosigkeiten handelt, weil man eben glaubt, das alles den barbarischen vorchristlichen Germanen zutrauen zu müssen,

oder wenn noch neuerdings im Deutschen Museum zu München in dem Saale für die Schreibkunst der alten Völker alles zu finden ist, nur nicht ein einziges germanisches Runenzeichen¹, während doch genügend Belege vorhanden sind, und die Runenschrift als die Grundlage aller Schrift ernstlich in Betracht kommt.

Schmachhaft und glaubhaft soll uns die in dem Schwindel zugleich liegende Torheit

¹ Desgleichen noch in der „Presse“ zu Köln 1928.

durch die Redensart gemacht werden, daß die Germanen als ein unverbrauchtes, kräftiges Naturvolk das Erbe der alten Kulturvölker angetreten hätten. Welch eine Sohlheit liegt allein schon in dem Worte „unverbraucht“ von einem Volke, welches seit Jahrtausenden sein Leben gelebt hat, in dessen Geschlechtern sich die Leidenschaft und die Mäßigung der Leidenschaft ausgewirkt hat, so wie es jedem Einzelnen gegeben war.

Diese Ausrede, die sicherlich auch manchem ihrer Verkünder mit Unbehagen aus der Feder geflossen ist, muß man in ihrer verhängnisvollen Wirkung auf die Geschichtsforschung, auf das Selbstbewußtsein und auf das Nationalgefühl der Deutschen erkannt haben, um mit einem gerechten Zorn erfüllt zu werden gegen alle, die schuldmäßig das Duldbertum nicht nur der Geschichtslosigkeit, sondern auch der durch die Geschichtsfälschung gebrachten Entehrung über unser Volk heraufbeschworen haben.

Wenn es überhaupt erlaubt ist, ein geschichtliches Verhängnis mit dem Namen eines Einzelnen zu verknüpfen, so muß die Fülle und Überfülle des über das germanische Volk gekommenen Unheils in seinen wesentlichsten Zügen mit einem Namen verknüpft werden, den unser betrogenes Volk als einen seiner Großen zu verehren gelehrt ist und zum Teil noch gelehrt wird. Das ist der Name Karls „des Großen“, dessen Taten dazu herausfordern, und dessen Name dazu bestimmt ist, uns an die Notwendigkeit der Abkehr von den Irrwegen der Vergangenheit zu erinnern.

Nunmehr haben wir noch als Ergänzung zu dem in Kapitel 5 gegebenen Ausschnitt ein anderes Bild vom Germanentum zu zeichnen, dessen Erhebung über das bisherige Bild der Erfüllung entgegengerht. Kein Idealbild. Aber die verzerrten Umrisse wollen wir zur rechten Wollte ich zugleich die Schattenseiten, Lücken und Unzulänglichkeiten aufweisen, so müßte ich um der Gerechtigkeit willen auch die Lichtseiten loben. Beides ist hier nicht meine Aufgabe.

In Germanien saß von alters her, d. h. mindestens von der Zeit des Übergangs zum Ackerbau her, ein hochbegabtes Volk, jedenfalls nicht geringer begabt, als die heutigen Deutschen im Verhältnis zu der Begabung der anderen Völker. Das ist eine der unverrückbaren Erkenntnisse der Vererbungslehre.

Die Väter unserer Väter nennen wir Germanen, ganz gleichgültig, wann irgendeinem klassischen Schreiber die Ahnung von ihrem Dasein und die Kenntnis ihres Namens gekommen ist, und wann er Anlaß genommen hat, seine Kunde niederzuschreiben, die uns zufällig erhalten ist. Ihre Wohnsitze erstreckten sich vom Rhein aus gerechnet weithin nordostwärts und ostwärts. Woher sie kamen, ist hier gleichgültig.

Diese Germanen wurden zeitweise mehr oder weniger bedrängt, auch wohl in ihrem Landbesitz zurückgedrängt von anderen anflutenden Völkern; sie hatten ihre Streitigkeiten und Kämpfe untereinander, sie hatten Krieg und Frieden wie die anderen Völker auch. Sie lebten und waren ihres Lebens froh; sie schafften und machten Fortschritte; sie waren ein Kulturvolk wie die anderen arischen Völker auch.

Nur daß ihre Kultur ein wesentlich anderes Angesicht hatte, als die Kultur der Mittelmeervölker. Das lag schon am Klima und an der Beschaffenheit ihres Landes, und daß sie weit mehr arbeiten und ringen mußten, um sich dies Land wohnlich und

einträglich zu machen. Sie hatten die Erziehungsvorteile, die in der Nötigung zur Überwindung von Schwierigkeiten liegen.

Ein Unterschied der Kultur war auch durch den Waldreichtum ihres Landes begründet. Darauf beruhte die Vorliebe für den Holzbau im Gegensatz zu dem Steinbau der Mittelmeervölker sowohl in bezug auf die Wohnhäuser, als auch auf kultische und andere öffentliche Gebäude, sofern sie die letzteren nicht lieber überhaupt entbehrten zugunsten ihrer Zusammenkünfte in freier Natur. Fachwerkbauten wie die heutigen, nur mit Lehmfüllung, hatten sie schon zur Römerzeit und wahrscheinlich viel

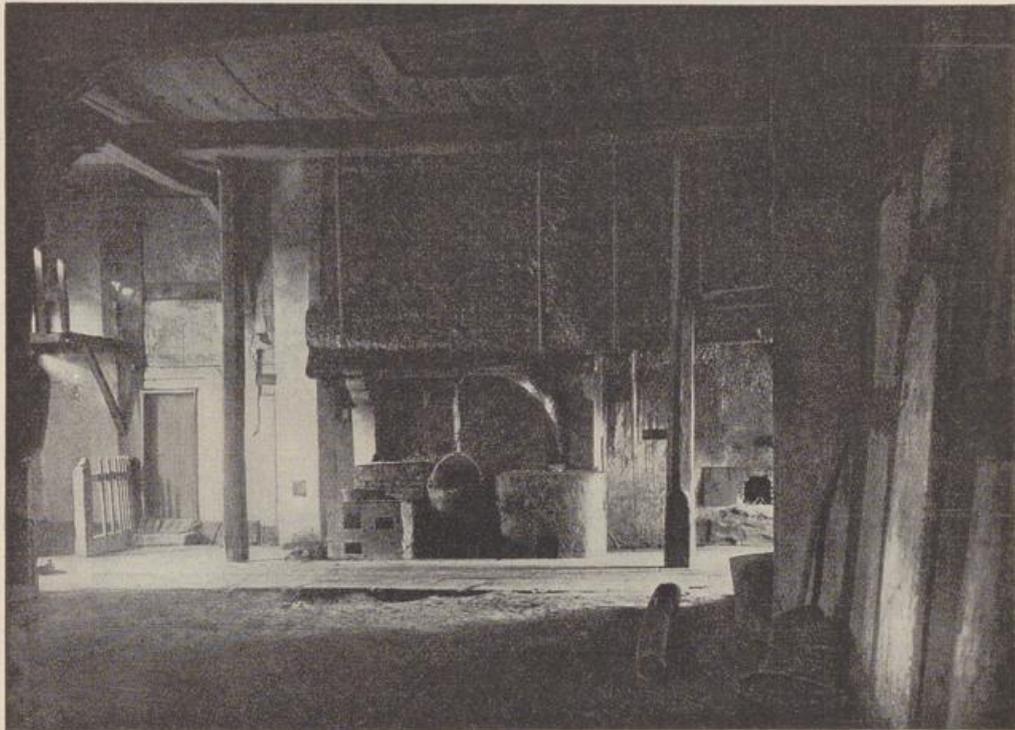


Abb. 79. Inneres eines alten Bauernhauses

früher. Andeutungen in der „Germania“ lassen darauf schließen, daß an den Häusern ihr farbenfroher Sinn zur Geltung kam. Holzschnitzwerk in der Art, wie es sich jetzt noch an älteren ländlichen und städtischen Häusern und in der wenig unterbrochenen Entwicklung des nordischen Holzbaus zeigt, und wie es durch das Dieberger Schiff als uralte bezeugt ist, fehlte dem germanischen Hause nicht, — reich, weniger reich und schlicht, je nach Ansehen, Geschmack und Reichtum des Besitzers.

Der Unterschied lag auch an ihrer Abneigung gegen bildliche Darstellungen der Gottheit, einer Abneigung, die einer Entwicklung der bildenden Künste von vornherein den starken Antrieb raubte, dem die Bildhauerkunst der klassischen Völker ihre Entstehung und ihren Aufschwung verdankte. Tacitus, dem wir zu glauben gelehrt sind, schreibt darüber Germania 9: „übrigens verträgt es sich nach Ansicht der Germanen nicht mit der Erhabenheit der Himmlischen, sie in Tempel einzuschließen und

menschenähnlich darzustellen. Wälder und Haine weihen sie ihnen und mit Namen von Göttern rufen sie jenes geheimnisvolle Wesen an, das sie nur in frommer Andacht schauen.“ Es war also eine vergeistigte Religion. Das Fehlen der



Abb. 80. Dolchgriff mit Runen (Fund aus der Unterweser)

Tempel und Götterbilder fiel den Beobachtern, die den klassischen Völkern angehörten, als eine augenfällige Erscheinung ganz besonders auf. Sie berichteten es auch von mehreren andern Völkern, für deren Zugehörigkeit zum großen germanischen Stamme darin ein wichtiger Beweis liegen kann. Jedenfalls gehören diese Berichte zu dem Glaubwürdigsten, was uns über das religiöse Leben der alten Völker überliefert ist. (Ob es sich bei Berichten über Götterbilder aus den letzten germanischen Jahrhunderten

ten um Mißverständnisse, Schmuckstücke, Sinnzeichen oder wirkliche Verfälscherungen handelt, ist noch längst nicht klargestellt.)

Der Unterschied der Kulturen lag weiter an der ganz anderen Rolle, die in Germanien dem Schriftwesen zugewiesen war. Während man in Germanien wie es scheint grundsätzlich, die Festhaltung der Gedanken durch die Schrift ablehnte und ihren Göttern oder Priestern (wie auch den Druiden Galliens) die schriftliche Überlieferung ihres Wissens verboten war, bestand nach Tacitus, *Germania* 2, die germanische Art geschichtlicher Überlieferung in den „uralten Liedern“. Die Runenschrift aber, diese eigenste Erfindung der Germanen, erweist sich mehr und mehr als die Erfindung der Schrift überhaupt. Die Runen dienten ursprünglich nur der Zeichendeutung, der Wahrsagung und dem Lösen. So geriet man im Schriftwesen gegen die weniger beharrlichen südlichen Völker um Jahrhunderte ins Hintertreffen. Erst um die Wende unserer Zeitrechnung zeigt es sich, daß das praktische Bedürfnis eine Wandlung der Anschauungen, die Verwendung der griechischen Schrift und eine Umgestaltung der Runen-„Buchstaben“ auch zu anderen als mystischen Zwecken herbeigeführt hat. (Tacitus *Annalen*; *Germania* 3.) Der Westfrankenkönig Karl hat es für nötig befunden, den Nonnen in Klöstern durch eine Verordnung zu verbieten, „Freundlieder aufzuschreiben oder zu versenden“; „winileodos scribere vel mittere“¹. Also auch außerhalb der Klöster, w o h i n die Lieder versandt wurden, konnte man lesen! Die Entwicklung des germanischen Schriftwesens wurde durch die denkwürdige „Sammlung“ der Lieder und Sagen durch Karl und Ludwig d. Jr. sowie durch den Befehl der Auslieferung aller noch dem alten Glauben Dienenden, also der Schriftkundigen, in die Hände Karls jäh unterbrochen.

Die vierfältige Aufnahme des bei Vaggerarbeiten in der Unterweiser aufgefundenen Dolchgriffs mit Runen und Bildnis (Abb. 80) hat mir Prof. v. Buttell-Keepen² in Oldenburg freundlichst überlassen — ein Beweis für den Runengebrauch auf nieder-sächsischem Gebiete.

Der Unterschied lag aber noch an einem tieferen Grunde. Die Germanen waren schwerblütiger als die anderen Völker. Sie hielten nicht soviel von gefälliger Form und äußerem Schloff und ergötzlichen Dingen. Noch lieber wollten sie, wenn sie etwas sahen, wissen, was sich geheimnisvoll dahinter verbarg. Denn sie waren ein Volk der Grübler und Gottsucher, der Dichter und Denker, wie man das später nannte.

Dem entsprach auch die Pflege der Musik, getragen und gefördert von einer durchschnittlich guten Begabung. Auf den Äckern und in den Wäldern, auf den einsamen Höfen und in den Städten klangen die deutschen Volkweisen und Melodien, deren beste den großen Wandel der karolingischen Zeit überdauert haben und unter dem Namen „alte Volkweise“ oder auch mit falschem, aufs Mittelalter bezogenem Kennwort, als wertvolles, unerkanntes Erbeil des Germanentums bis auf unsere Zeit gekommen sind. Auch ihr ursprünglicher Text ist manchmal aus der mittelalterlichen Vertarnung deutlich herauszuerkennen. Zur Begleitung hatte man eine reiche Auswahl fein erdachter und fein gearbeiteter Musikinstrumente; nachahmende Herstellung der Luren, dieser klangreichen, uns in einigen Stücken überlieferten alten Blashörner, ist kaum der Technik der neueren Zeit gelungen. Wenn der Sänger an den

¹ Du Gange's *Glossarium*, Cap. Caroli M. de. diversis rebus 789 cap. 3. ² v. Buttell-Keepen, *Funde von Runen mit bildlichen Darstellungen usw.*, Verlag Stalling, Oldenburg i. D. 1930.

ritterlichen Höfen des Mittelalters den Bogen führte oder in die Saiten griff, dann war seine Geige oder Zupfgeige das Erbe seiner Vorgänger in germanischer Zeit. Venantius Fortunatus (600 n. Chr.) nennt die Harfe (harpa) ausdrücklich ein barbarisches, d. h. germanisches Tonwerkzeug¹. Mit den Klängen des Gesanges, vor allem des Heldenliedes, wurde die Geschichte des Germanenvolks von Geschlecht zu Geschlecht überliefert und war, wie es scheint, im Besitze aller.

Was unsere Väter ergrübelten und erfanden auf allen möglichen, auch praktischen Gebieten, davon drangen Klänge, Gerüchte und Erzeugnisse über die Grenzen, wie auch das, was die anderen Völker hatten, zu ihnen herüber kam durch den Handel und auch durch religiöse Beziehungen, die sich von alters her erhalten haben mögen, oder neu angeknüpft waren. Aber sonst lebte man hüben und drüben für sich, hielt Distanz und verstand sich wenig, weil die Kultur und die Lebensauffassung eine so sehr verschiedene war. Fremdes Kulturgut, welches zu ihnen ins Land kam, oder welches sie irgendwo vorfanden, haben sie stets geistig erfasst, gemeistert, und den eigenen Kulturgütern hinzugefügt, sofern es mit ihrer Eigenart in Einklang zu bringen war, manchmal aber — und je länger je mehr — über das berechnete Maß hinaus.

Unsere Väter waren ein wehrhaftes Volk von hervorragendem Körperbau, in den Waffen und körperlichen Leistungen geübt, mit Freude am Kampf und Spiel. Das Baden war Lust, Waschen Gewohnheit. Die Seife ist eine germanische Erfindung².

Kampf- und Rauflust, Zuchtlosigkeit und verbrecherische Neigungen fanden ihre Zügelung sowohl durch die religiösen Auffassungen als auch durch Rechtsordnungen, über deren Innehaltung die Gemeindeversammlung mit ihren selbstgewählten Richtern und Führern wachte. In erster Linie aber war das ganze Leben getragen von tiefeingewurzeltten Ehrbegriffen und von der Sitte. In der Blutrache zeigte sich eine, wenn auch unter Aufsicht der Gemeinde stehende, so doch für unser Empfinden furchtbare Form des Selbstschutzes der Sippe. Die festgefügte Sippe gewährleistete das Wohlergehen des einzelnen.

Dem Freiheitsinn des Volks und seinem hohen Verständnis für das Gemeinwohl entsprach sowohl die Landordnung, die den Grund und Boden als Eigentum der Volksgemeinschaft sicherte, als auch die Ordnung der Marken zwischen den Stämmen und innerhalb der Stammesgebiete, durch die wichtige Aufgaben des Gemeinschaftslebens erfüllt wurden.

Gewerbe und Handel, Kunst und Wissenschaft, wie überhaupt die Erfüllung aller wirtschaftlichen und geistigen Bedürfnisse befand sich in einer Entwicklung, wie sie der guten Begabung des Volks für alle diese Dinge, seinen Neigungen und dem jeweiligen allgemeinen Stande der Kultur in der alten Völkerwelt entsprach. Die uns durch Bodenfunde und sonst überkommene kunstgewerblichen Gegenstände legen Zeugnis ab von einem technischen Können, von stilgerechtem künstlerischen Geschmack und von einem dementsprechenden Kulturbedürfnis in der gesamten Lebenshaltung, die das Germanenvolk im Wettbewerb mit den andern gleichzeitigen Völkern in die erste Linie rückt. Das Gesamtvolk hatte offenbar Freude daran, sich seinen Bedarf nach Möglichkeit durch eigene Arbeit und aus selbst erzeugten Stoffen zu beschaffen. Soweit dies nicht möglich war, gab es Handwerker und Kaufleute, Wissende

¹ Schmittjerner, Deutsches Wörterbuch, Ricker, Gießen 1857, I S. 480. ² Neuburger, Technik des Altertums, S. 119.

und Beauftragte, die in den größeren Ortschaften, in Märkten und Städten beieinanderwohnten, ohne daß jedoch eine Notwendigkeit oder Neigung zu einer engen Zusammenpferchung der Menschen vorgelegen hätte, wie in den Städten des Südens.

Zu der Eigenart der Germanen gehörte ihr Widerwille gegen das geprägte Geld, welches erst um 700 v. Chr. bei den Lydern (Krösus!) aufkam und sich recht langsam in der alten Völkerwelt einführte. Die technische Frage spielte bei den Verfertignern metallener Kunstwerke natürlich keine Rolle. Man sträubte sich in einem unbewußt richtigen Empfinden gegen die sittliche Gefahr des geldlich organisierten Machtunterschiedes und Machtmaßstabes der Menschen. Herodot weist darauf hin, daß die (von den übrigen Griechen in geradezu rührender Selbsterkenntnis und Unterordnung anerkannte) sittliche Überlegenheit und Herrschaftsbefugnis der Lakädämoner von der Zeit ab dahingesunken sei, als auch sie, wie die andern, der Geldliebe verfallen seien. Noch in der Völkerwanderungszeit sammelte der Germane seine Schätze nicht in geprägter Münze, sondern in Kunstgeschmeide. Nur notgedrungen und gastweise ging römisches Geld in Germanien um. Erst Karl d. Gr. zwang die Sachsen durch die in „Soldi“ ausgedrückten Abgaben und Strafen sich mit geprägtem Gelde zu versehen. Der Widerwille zog sich noch durchs Mittelalter bis tief in die neuere Zeit hinein, zumal der Betrug mit minderwertiger Münze im Schwange war und blieb.

Die Germanen waren ein Herrenvolk, aber keine Eroberer aus Lust, andere zu unterjochen und zu beherrschen, wie wir es bei den orientalischen Despoten, bei Alexander dem Großen, bei den Römern und Westfranken sehen. Solche bloße Erobererlust lag weder einst, noch liegt sie jetzt in der Linie der Veranlagung des eigentlichen Germanentums. Es waren andere Ursachen, aus denen die Germanen ihren Helden zur Befriedigung anderer Völker Heeresfolge leisteten, — selbst bei den Normannen und Wikingern, die in überschäumender Kraft sich Land, Siegesruhm und Siegesgewinnste holen wollten. Im allgemeinen belästigte man seine Nachbarn nicht.

Wenn jedoch ein Stamm seinen Bevölkerungsüberschuß hinausjandte, um sich neues Siedlungsland zu verschaffen, gab es Reibungen, die von ihm ausgingen. Freies Siedlungsland wurde erbeten. Wenn es den Bittenden verweigert wurde, dann nahmen sie es sich, weil sie stark und wehrhaft und meist den andern Völkern überlegen waren.

Von weltgeschichtlicher Bedeutung wurde für beide Völker das Auftreffen der Germanen auf das mächtige Römerreich. Für das völkerbezwingende Rom war die Stetigkeit des Siegeslaufs dahin. Man fürchtete und haßte, man achtete und verachtete, man mied und suchte die hohen blonden Gestalten und bildete sie nach in Erz und Stein. Was uns das römische Schrifttum über das Germanenvolk berichtet hat, spiegelt das widerspruchsvolle Verhältnis der beiden Völker zueinander wieder. Von der ersten Begegnung mit den Cimbern und Teutonen an hat Jahrhunderte lang der Blick und die Rücksicht auf das Germanenvolk die römische Politik beherrscht. Man brauchte sie als Söldner um ihrer Zuverlässigkeit und Kraft willen, wenn sie sich gebrauchbar ließen; aber wenn man sie beherrschen wollte, so fanden alle Geliüste jenseits des Dimes und des Rheins ihre Grenze. Schließlich sank das römische Weltreich unter der Kraft einzelner Germanenstämme zusammen. Und dennoch kam das Verhängnis, daß ein germanisch-keltisch-römisches Mischvolk eine romanische Welle mit dauernden Folgen über Germanien brachte!

Dies Volk setzte sich aus vielen selbständigen Stämmen zusammen, aber nach Sprache

¹⁹ Teudt, Germanische Heiligtümer

und Religion, nach Sitte und Recht nach Lebensart und sonstiger Kultur war es ein Volk wie auch im Mittelalter und in der Neuzeit trotz politischer Zersplitterung und trotz der Bruderkämpfe die Einheitlichkeit des deutschen Volkes und seiner Kultur bewahrt geblieben ist.

Über die Einheitlichkeit des germanischen Volkes ist den Römern erst spät ein Licht aufgegangen¹. Im allgemeinen, von Urzeiten her und bis in die sogenannte Völkerwanderungszeit hinein, waren es ja auch nur die einzelnen Stämme, die ihre überschießende Kraft zur Landnahme hinausgehen ließen, wenn die Heimat für die gewohnten Lebensbedingungen zu eng wurde.

Wo auch immer diese Männer und Frauen aus germanischem Blute sich festhaft machen konnten, sei es geschlossen, wie der Skythentrupp im Niederlande², sei es über das Land verstreut, wie die Besieger der pelasgischen Urbevölkerung Griechenlands, da wurden sie zunächst die herrschende Klasse. Sie brachten den überwundenen Völkern an Kultur und Wissen, was sie voraus hatten, glichen sich ihren Gewohnheiten und ihrem Wesen, manchmal auch ihrer Sprache an, vermischten sich mit ihnen und gingen in ihnen unter, — sofern nicht nach den Vererbungsregeln noch nach Jahrhunderten ihre Gestalt, ihr Geist, ihre Art sich in Einzelpersonen, besonders in der führenden Schicht, bemerkbar machte. Nur auf germanischem Boden hält sich germanisches Wesen auf die Dauer, geringe Ausnahmen abgerechnet.

So ist's ihnen auch in Babylon, Ägypten und den anderen Mittelmeerländern ergangen. Unter dem, was sie gebracht haben, befindet sich wahrscheinlich auch die Astronomie, deren astral-mythologische Beziehungen den Weg, den diese Wissenschaft genommen hat, aufs stärkste bestätigen. Zu diesem Schluß kommen, soweit ich sehe, sämtliche neuerlichen Bearbeiter dieses Stoffes, auch Arthur Drews in dem Kapitel über den Sternhimmel in der germanischen Mythologie³, wo es heißt: „Lassen sie es doch immer zweifelhafter erscheinen, ob wirklich die Astronomie in Babylon entstanden, und ob nicht vielmehr umgekehrt die babylonische Sternkunde in vorgeschichtlicher (vorsumerischer) Zeit aus Anregungen nordeuropäischer Wandervölker hervorgegangen ist, denen auch die ägyptischen Pyramiden ihren astronomischen Charakter verdanken.“

Für dieses Bild wird von mir in Anspruch genommen, daß es nach einem leider im anezogenen Irrtum verbrachten Leben mit ehrlich erstrebter Objektivität unter dem

¹ Tacitus, Germania 2, gibt die Meinung wieder, „zunächst seien alle von dem Sieger aus Angst Germanen genannt worden, später aber hätten sie sich selbst mit diesem ihnen damals gegebenen Namen so bezeichnet“. Prof. Dr. M u c h a u (Brandenburg, Havel), der Verfasser der Bücher „Pfahlhausbau und Griechentempel“ und „das 4000jährige Alter des Volkes der Hermunduriger = Thüringer“ (Jena 1909 und 1910), vertritt die Ansicht, das Germani eine im Munde der Gallier und Römer vollzogene bequeme Kürzung des uralten Namens Tungermanstribotchi darstellt, daß am Niederrhein in die drei Namen: Tunger — Mani (d. h. Manapii und Manimi) — Trimbrotchi (Strombaudengau) zerlegt wurde. Über die Entstehung dieses langen Namens, der die zweite Hälfte eines germanischen Schlachtrufes bildet und aus dem steinzeitlichen Anruf des donnenden Thunar (Thunhar thumuthurudugus!) hervorgegangen ist, gedenkt Professor Muchau demnächst eine umfassende Schrift zu veröffentlichen, worin die zahlreichen Nebenformen dieses Namens z. B. Thinghermunduri boji usw. besprochen werden sollen. ² Herodot, 4. Buch. Mein Nachweis der germanischen Herkunft der Skythen in „Germanien“. 2. Folge, Heft 1. ³ A. Drews, Der Sternhimmel, Eugen Diederichs Verlag, Jena 1923.

logischen Zwange der Schlussfolgerungen entstanden ist, die wir aus dem zu ziehen haben, was uns die Archäologie, die Germanistik, die vergleichende Mythologie und was uns die Vererbungslehre gelehrt hat, in Verbindung mit der Erkennung der germanischen Heiligtümer in der Osningmark und an den Lippequellen.



Abb. 81. Findling

Für einen erheblichen Teil des Stoffes dieses Buches ist Ausbau und Läuterung seiner Begründung, Auswertung und fließende Erörterung erwünscht oder erforderlich, um ihn in den geistigen Besitzstand des deutschen Volks überzuführen. Zur Erfüllung soll die Zweimonatschrift „Germanien“¹ dienlich sein. Die Beachtung dieser Zeitschrift empfehle ich allen, die den Fortgang der Forschung im Sinne dieses Buches für wertvoll halten und darüber unterrichtet sein wollen.

Der Verfasser

¹ „Germanien“, Monatshefte für Vorgeschichte, Verlag Koehler, Leipzig. Anregungen, Fragen und Beiträge an den Schriftleiter Studienrat Siefert, Detmold, Hermannstr. 11.